

Es fiel ein Stern vom Himmel,
Sank dir und mir ins Herz,
Der leuchtet unserer Liebe
Und wacht bei unserm Schmerz.

Die letzten Töne verhallten wie eine ergreifende Klage der Nacht. Der Mond fing an, wieder Gewölk zu ziehen, und lichtlose Schleier senkten sich überall auf das schlummermüde Thal. In Berchtolds Seele aber stiegen leuchtende Flammenzeichen auf, und wie ein junger Gott schritt er über die silbertriefende Heide hin seiner dunklen Waldheimat entgegen.

Fünftes Kapitel

Auf der Hartenburg

Der Riesenbau der Hartenburg hatte heute in seinem abendglutumlohten, roten Felsgestein und umflact von den Blitzen des aufsteigenden Wetters ausgesehen, wie wenn er der Sitz des Kriegsgottes Mars selbst wäre. Nun waren die letzten Donnerschläge — es waren jene, die Berchtold und Gottbold auf ihrem Weg zur Heidenmauer überfallen hatten — machtlos an den Quadern der Burg verhallt, und über dem nahen Waldgebirge stieg, seines Amtes waltend, großäugig und fragend, der Hüter der Nacht empor, um das verängstigte schlummermüde Thal und mehr noch die so kriegerisch sich gebärdende Feste mit dem Silber seines Himmelsfriedens zu überschneien. Wie durch Zauberschlag waren da alle die trutzigen Mauermassen samt ihren Zinnen und Dächern damit bedeckt, so daß man jetzt die Hartenburg für ein traumversunkenes Märchenschloß hätte halten können, wenn nicht immer wieder ein unerklärliches Getöse in schauerlichen Akkorden daraus empor gewirbelt wäre.

Besonders drei Bauten der Burg hoben sich in ihrem magischen Astralschimmer mit besonderer Schärfe von den dunklen Traumgestalten der ringsum ragenden Berge ab. Es waren das gegen Norden die reizende Schloßkapelle, in deren fein durchbrochenem Thürmchen die Sternchen so gern Versteckens spielten, sodann gegen Süden der hochragende Renaissancebau des Ritterssaales, der in seinem feierlichen Mondscheintalar so beredt von der

neuen Zeit zu predigen wußte, darüber aber thronte, gleich einem steinerstarrten Riesen, der höchste Vertreter der alten Zeit, der silberbehelimte Bergfried und ließ das Banner seines Herrn so stolz und hochgemut in den letzten Sturmeswogen des abziehenden Wetters flattern, wie wenn er nie daran dächte, seinen erhabenen Felsensitz zu verlassen.

Um diese drei hochgetürmten Vertreter selbstherrlicher Größe duckten sich mehr oder weniger bescheiden in ihren Silberlinnen die dem Alltag dienenden zahlreichen Giebel, Dächer und Schornsteine und verliehen dem Bilde stolzer Herrschergewalt auch einen Zug des Anheimelnden, Bohnlichen, Mildten. —



Gleich wie der Burg, seien hier nun auch deren Herrscher, dem jetzt in die Erzählung eintretenden Grafen, einige tiefer greifenden Worte gewidmet. Wir gehen sogar noch etwas weiter zurück, in die Zeit seines gleichfalls recht kriegerisch gewesenem Vaters, Emich des Siebenten, da die Unternehmungen des Sohnes aufs engste mit denen des Vaters verwachsen sind.

Die Grafen von Hartenburg waren ein Zweig des uralten Geschlechts der Leiningen Grafen, die etwa drei Stunden von der Hartenburg entfernt in einem Paralleltal der Isenach, dem sogenannten Leiningen Tal residirten. Die Herren der Hartenburg nannten sich daher: Grafen von Leiningen-Hartenburg. Die männliche Linie des Hauptstammes erlosch im Jahre 1468 mit dem kinderlosen Grafen Hesso, der es dank der Gunst des Kaisers bis zum gefürsteten Landgrafen gebracht hatte. Nach dem Abscheiden seines Veters betrachtete sich der Hartenburger Graf als Haupt des Hauses Leiningen und zögerte nicht, freilich mit etwas allzu begehrllichem Griff, hieraus die Folgerungen zu ziehen. Er setzte sich ohne weiteres die Landgrafenkrone aufs Haupt und suchte durch eine etwas weitgehende Beschlagnahme des Hessoschen Nachlasses dem erhöhten Titel auch die erhöhte Macht beizufügen.

Die einzige Schwester Hessos, Gräfin von Westerburg, erhob jedoch hiergegen Einspruch, und wie der Hartenburger Vetter — was zum Teil sein gutes Recht war — sich nicht hieran störte, verstärkte die bedrängte Base ihre Frauenstimme durch die Männerstimme des gemeinsamen Oberlehnsherrn, des Kurfürsten von der Pfalz. Die kluge Diplomatin versäumte hierbei nicht, dem mächtigen Herrn für seinen Beistand die Hälfte des Hessoschen Land- und Lehnbesitzes anzubieten, was dessen ritterlichen Sinn derart entflammte, daß er nicht bloß mit dem Wort, sondern auch mit dem Schwert für die Sache der Gräfin einzutreten versprach.

Diese unerwartete Verschärfung des Erbhandels ließ es dem Grafen, trotz der — freilich nur papiernen — Unterstützung des Kaisers, für rätlich erscheinen, Wasser in seinen Wein zu gießen und vor allem den etwas voreilig angemachten Landgrafentitel, schon nach Verlauf eines Sommers, wieder abzulegen. Seine lieben Untertanen wollten freilich von dieser Selbsterniedrigung ihres Oberherrn nichts wissen. Sie belehnten ihn kraft der bekannten, auf pyramidalen Basis stehenden und daher unverrückbaren Volkssouveränität zeitlebens mit dem Ehrentitel „Sommerlandgraf“, ja sie beehrten sogar auch seinen gestrengen Sohn, Emich den Achten, zeitweise noch mit diesem Schelmenkrönlein, wie das bei den mit solchen Rückendekorationen sehr freigebigen Pfälzern der Brauch ist. Zu seinem Schaden unterließ es Emich, der Vater, dem unberechtigten Titel auch die Erbschaft, soweit sie unberechtigt war, d. h. soweit sie das Manneslehen des Grafen Hesso überschritt, folgen zu lassen, und hierdurch dem Kurfürsten wenigstens die gesetzliche Handhabe seines Vorgehens zu entziehen.

So entstand zuerst ein schwarzflockiger Tintenkrieg, dem, wie es in der Welt zu gehen pflegt, der mit roter Tinte bald folgte. Leider war dabei die Uebermacht für den Herrn der Hartenburg zu groß. Nach tapferer Gegenwehr ward er besiegt und des größten Theiles der Erbschaft, sowohl der berechtigten wie der unberechtigten, beraubt. Auch in seinem angestammten Besitz erlitt der Graf erhebliche Einbuße, wobei besonders die Zerstörung einer starken Burganlage, die er in Dürkheim besaß, aufs schmerzlichste von ihm empfunden wurde. Am tiefsten aber traf ihn der Verlust seines Schutzrechtes über die Limburg. Er mußte die Schirmvogtei der Stolzen, Begehrenswerten dem siegreichen Kurfürsten überlassen, der statt seiner nun die üppige Fürstin des Tales mit schützenden Armen umfassen und auspressen durfte. Schließlich wurden zu Ungunsten des Besiegten nicht einmal die Friedensbedingungen eingehalten. Der Besitzer des großen Heidelberger Fasses verweigerte standhaft die Zurückgabe von einem halben Duzend der besten Weindörfer, ein höchst betrübender Zustand für den becherkundigen alten Grafen, der auch gegenüber seinem nicht minder weinverständigen Sohn, Emich dem Achten, fortbestand und vergiftend auf die Beziehungen zwischen dem Heidelberger und Hartenburger Schloß wirken mußte. Nur einen Lichtpunkt enthielten die Friedensbedingungen: dem Besiegten wurden wenigstens die Rechte und Lehen zugesprochen, die Landgraf Hesso von Gnaden des heiligen Kreuzes, d. h. der Limburg, in Dürkheim besessen hatte, was einer Verdoppelung seiner Macht in dieser begehrenswerten, weinfröhlichen Stadt gleichkam. Die Dürkheimer

hätten daher alle Ursache gehabt, gegenüber den ehrgeizigen, machthungrigen Herren der Hartenburg auf der Hut zu sein, zum mindesten eine vorsichtige Zurückhaltung zu üben. Doch zur Zeit unserer Erzählung war gerade das Gegentheil im Schwung: Die Beziehungen zwischen Stadt und Burg hatten sich dank den verlockenden Ränken Emich des Achten einerseits und der Blindgläubigkeit des eiteln und daher zu devoter Untertänigkeit allzusehr geneigten Bürgermeisters Frei andererseits sogar zu eng vertraulichen gestaltet, wodurch Graf Emich der Achte die Stadt Dürkheim nicht bloß immer mehr in seine Machtsphäre einzuspinnen, sondern auch die Fäuste ihrer Bauern für seine schon angeführten Pläne gegen die Limburg zu gewinnen gedachte.

Mit dem Erlöschen der gräflichen Schutzvogtei waren die Beziehungen zwischen Schloß und Abtei rasch in ihr Gegentheil umgeschlagen: Dinge, die früher kaum beachtet wurden, wuchsen jetzt zu vergiftenden Zwistigkeiten aus, und Zwistigkeiten, die der frühere Schutzherr immerhin noch mit leidlichem Entgegenkommen behandelt hatte, entwickelten sich nun zu endlosen Rechtshändeln, von den harmlosen Uebergriffen des Kuhhirten an bis zum unsterblichen Streit wegen der Oberherrlichkeit in dem rebenumkränzten Dürkheim. So entstand hüben wie drüben eine stets stärker anwachsende Schwüle, die bei den Benediktinern im Grunde nur die des Bangens war, beim Grafen aber die des heranziehenden Wetters.

Um den äußeren Schein der Friedensliebe zu wahren, vielleicht auch um die Mönche und ihre 400 kriegslüsternden Beschützer einzulullen, hatte der Graf den Abt sowie einige der hervorragenderen Benediktiner zu einem Bankett eingeladen, zu dem jetzt die letzten Vorbereitungen getroffen wurden. Ein verstärktes Wetterleuchten des schon angeführten Gewitters schrieb gerade seine Flammenschrift über die tiefblauschwarze Himmelsdecke hin, als Emich den Bankettsaal betrat, zu dem er mit Absicht den stolzen Repräsentanten seiner Macht und seines Reichthums, den Rittersaal, gewählt hatte.

Von der Unruhe und Last des Tages gedrückt, ließ sich der gewaltige Mann schwer ächzend in die Sitzgelegenheit einer der hohen doppelbogigen Fensternischen niederfallen, während einige Diener, die das Bankett vorbereitet hatten, in lautloser Hast verschwanden. Alle Lieblichkeiten des Tales drängten im verführerischen Duftgewand des Abends durch das offene Fenster zu dem gestrengen Herrn herein, aber er hatte keinen Blick für den gerade heute, dem drohenden Wetter zum Trost, in so hingebend weicher Fülle sich darbietenden Frieden, noch weniger aber für seine

Nachbarin, die Limburg, die jetzt, von den ersten Blitzen umloht, so herrlich und herrisch zugleich aus der Nacht vor ihm auftauchte. Der bevorstehende Besuch der Mönche hatte alles zu sehr in ihm aufgerüttelt, und mit grimmem Behagen ließ er seine umbuschten Augen in den brennenden Wetterwolken haften, die, vom Sturm gepeitscht, mit dröhnenden Donnerschlägen über die nahe Limburg hinjagten. Doch jetzt verkündete ein letzter bergerschütternder Donnerschlag das Ende der gewaltigen dramatischen Vorstellung des Himmels, die Wolken zogen in gebrochenen Linien ab, während der göttliche Friedenswächter, der Mond, von unendlich feinem, wie tönende Silberseide erklingendem Harfenrauschen begleitet, nun in den Saal schwebte und sicher den ruhebedürftigen Grafen in Schlummer gewiegt hätte, wenn nicht das schon erwähnte dumpf brandende Getöse stets aufs neue die Stille durchbrochen hätte. Es waren die Kriegsknechte des Grafen, die ihrem Herrn dies wilde Ständchen brachten, vermutlich um ihrer Dankbarkeit für den heute gewährten Freiabend sowie die so reichliche Darbietung der gräflichen Kellerschätze einen gebührenden Ausdruck zu geben.

In den Räumen des Vorwerks war es den weinerhigten Gesellen zu eng geworden, und so waren sie in den angrenzenden Schloßhof geraten, ohne viel nach den Weisungen der Vorgesetzten zu fragen, die übrigens heute weder Augen noch Ohren zu haben schienen. Bald genügte auch dieser erweiterte Schauplatz den in allen Schmutzwinkeln ihres Gemüths aufgerührten Gesellen nicht mehr. Gleich einer zähen Schlammflut breiteten sie sich in den angrenzenden Hallen und Gängen aus, alles mit ihrem geistigen und körperlichen Unflat bedeckend.

Dem Grafen waren diese Zeichen einer frechen Zuchtlosigkeit ein Greuel, und mehr als einmal war der fortwährend aus seiner Ruhe Aufgeschreckte im Begriff, von seinem Sessel zu springen, um den Trunkenbolden ihre Grenzen zu weisen. Die Erwägung jedoch, daß es — so nahe vor der Möglichkeit einer kriegerischen Verwicklung — ratsam sei, den wetterwendischen Haufen möglichst bei guter Laune zu halten, ließ ihn immer wieder davon absehen.

Inmitten dieses tollen Wirbelwindes von allerhand Geisteslebricht und übelriechenden Dünsten flatterte auch eine Art Liebesgott herum, der aber vom Brocken zu stammen schien. Jedesmal, wenn die drallen Schloßdirnen am zierlichen Ziehbrunnenhäuschen des Schloßhofes Wasser holten, oder mehr noch, wenn sie als hochbusige Heben mit wohlgefüllten Weinkrügen von den nahen Kellern daher wandelten, wurden sie von allen Seiten mit handgreif-

lichen Huldigungen überschüttet, was jedoch so manchem der galanten Helden solchen Lohn eintrug, daß er wild fluchend die Flucht ergriff.

So schwamm die ganze Hartenburg scheinbar in sträflicher Sorglosigkeit, und doch hätte ein aufmerksamer Beobachter sehen können, wie innerhalb der Wehrgänge und Zinnen ernst spärende Posten auf- und abschritten, ja wie auch weiterhin, den Burgweg entlang, bis gegen die Limburg hin scharf aufstehende Wachen in wohlgeählten Verstecken aufgestellt waren.

Die Lieder des übernächtigen Grafen waren trotz dem infernalischen Schlummergesang seiner getreuen Kriegsknechte doch schließlich dem silbernen Singen des Himmelswächters fast erlegen, als plötzlich die Thür leise klinkte. Eine liebliche Mädchengestalt schwebte herein, in der Hand einen mehrarmigen Leuchter und auf dem Haupt ein Körbchen voll überquellender Blumen, die sich in reizendem Spiel mit ihrem über die Schultern herabfallenden Blondhaar mischten. Lautlos schritt sie vorwärts, um den schlummernden Herrn nicht zu wecken, doch schon der erste Schimmer ihrer lichtvollen Erscheinung hatte seinen Blick erhoben.

„Du hier“, rief der Graf, wie jemand, der nach dumpfem, schreckhaftem Schlaf plötzlich zum rosigem Morgenlicht erwacht. „Du hier! Du strahlst ja wie eine Blumenfee! Du hast dir heute wieder einmal den Teil der Arbeit erwählt, der am besten für dich paßt: die Schmückung der Tafel mit den lieblichsten Kindern unseres Tales.“

Das Mädchen, die schöne Torwarttochter, verneigte sich vor ihrem Gebieter mit dankendem Lächeln und schritt dann leicht wie eine Gazelle auf die von der Dienerschaft hergerichtete Tafel zu, um in Vertretung der Hausfrau der festlichen Zurüstung die letzte Weihe zu geben.

Der Graf hatte sich währenddem erhoben; es drängte ihn, der liebreizenden, allzusehr im Dunkel des großen Saals verschwimmenden Gestalt näher zu sein, oder richtiger, ihr Bild, ohne daß sie es ahnte, mit dürstendem Blick zu umfassen.

Sie war auch von bestrickender Anmut: Ein rosagestreiftes liches Kleid umfloß die schlanken Linien ihrer schmiegsamen Gestalt fast zu elegant für eine Dienerin, ein knapp anschließendes Nieder hütete die lieblichste Fülle, und ihr Antlitz zeigte jenen rosigten Schimmer der Jugend, der stets etwas Festliches hat.

Jetzt glitten ihre fein beseelten Hände in leichtem sicherem Spiel über die Gegenstände der Tafel hin, bald da, bald dort etwas zurecht rückend, um so der kalten Pracht auch die wohlthuende Wärme einer künstlerischen Harmonie zu verleihen. Schließlich

begann sie mit entzückendem Lächeln ihre Blumen, darunter die letzten Rosen des Sommers, auszubreiten, wobei sie sich bemühte, das Mittelstück der Tafel, eine hohe, von drei feingliedrigen Grazien getragene Kristallschale besonders auszuzeichnen. Sie war so bis zum Fuß dieses beherrschenden Prunkaufsatzes gelangt, in dessen Ornamentik das Wappen und der Namenszug des Grafen aufs kunstvollste verschlungen waren, als der Graf plötzlich der jäh Errötenden die Hand auf die Schulter legte und mit scherzhaftem Ernst sagte:

„Ich finde, du begehst einen Fehler, Gisela!“

Das Mädchen sah betroffen seine Arbeit an und suchte sie in hastiger Verlegenheit zu ändern.

Der Graf fuhr jedoch fort: „Für den Namen eines so alten Herrn, wie ich, passen die Rosen nicht mehr, ich will dir eine passendere Verwendung zeigen.“

Damit nahm er eine der schönsten halboffenen Rosen und reichte sie mit leichter ritterlicher Verbeugung dem überrascht aufblickenden Mädchen.

„Nimm sie“, sagte er dabei, „und schmücke dich und bleibe mir stets der lustige Schmetterling, der unsere düstere Burg so sonnig zu umgaukeln weiß.“

Gisela hatte sich rasch in die Rolle eines Ritterfräuleins gefunden und mit dem berückendsten Dankeslächeln diese kleine Huldigung ihres Herrn hingenommen, um damit ihr Nieder zu zieren, ohne jedoch die errötende Verlegenheit zu zeigen, in die vielleicht ein weniger schönes Mädchen geraten wäre. Die Arbeit Giselas neigte ihrem Ende, der Graf verblieb jedoch noch in ihrer Nähe. Es drängte ihn, an dieser köstlichen Mischung von waldfrischer Natürlichkeit und reizender, weiblicher Koketterie sein alterndes, verdüstertes Gemüt noch weiter zu erfrischen.

„Wie gehts deinem Vater, meinem alten getreuen Torwart?“ fragte er fortfahrend. „Ist sein Beinschaden bald geheilt? Es tut mir immer weh, wenn ich an den Tapferen denke, der sich im Kampf für seinen Herrn die Knochen entzweischlagen ließ. Auch Deinetwegen wünschte ich seine baldige Wiedergenesung. Wie schwer muß es dir werden, deinen Vater zu vertreten, wenn wir nimmersatten Nimrode so spät noch die Nachtglocke rühren.“

Gisela antwortete in verbindlichster Weise: „Ich danke unserm verehrten Herrn für die Teilnahme. Die Wunde fängt an sich zu schließen, und wenn die Kräfte des alten Mannes aushalten, werde ich bald meines durchaus nicht unlieben Torwartamtes entboben sein. Habe ich doch“, fügte sie mit einem bezaubernden

Rnix hinzu, „hierdurch Gelegenheit, unserm geliebten Schloßherrn den letzten Gutenachtgruß sagen zu dürfen.“

Der Graf lachte: „Aber Kind, Gisela, den andern dürftest du das nicht sagen, du weißt schon, wen ich meine.“

„Sicher nicht“, erwiderte Gisela mit ungekünsteltem Eifer. „Ich erlaube mir zwar nicht, über die Gäste des Herrn Grafen, den Johanniter und Abbé, etwas Ungebührliches zu sagen, aber den Herrn mit dem fremden Namen fürchte ich wie die Dornen am Schloßweg, die einem den Rock zerreißen, wenn man vorbei geht. Der Andere“, fügte sie unwillkürlich errötend hinzu, „hat freilich etwas erträglichere Manieren.“

„Nun“, meinte der Graf scherzend, „ich glaube, als Pfälzerin wirst du dir schon zu helfen wissen, doch“, fügte er mit ernsterer Miene hinzu, „du mußt nicht zu streng mit ihnen ins Gericht gehen. Galanterien gegen ein schönes Mädchen sind kein Verbrechen; ungebührlich freilich sollten sie nicht sein.“

„Man kann auch zu galant sein“, antwortete Gisela mit einem Anflug von Malice, „aber auf jeden Fall sind sie manierlicher als die Kerle, die jetzt drunten im Hof ihr Unwesen treiben! Der Himmel weiß, wo die Werber diese saubere Gesellschaft zusammengelesen haben. Kein Frauenzimmer kann sich in ihre Nähe wagen, ohne den widerwärtigen Aufdringlichkeiten ausgesetzt zu sein. Und was treiben diese Unholde sonst? Nichts wie Spielen, Fluchen, Schreien, Schlemmen und Streiten. Der Himmel beschütze uns Frauen vor diesen Beschüßern!“

„Du übertreibst“, erwiderte der Graf ernst. „Es sind meine Helfer in der Not und tapfere, wenn auch raube Männer!“

„Wenn sie Männer wären“, rief Gisela erregt, „würden sie uns Frauen nicht verunglimpfen. Ich danke für diese abscheuliche Gesellschaft!“

„Gisela“, versetzte der Graf stirnrunzelnd, „du verirrst dich auf ungehörige Wege. Die Nachsicht deiner Herrin hat dich offenbar allzusehr verwöhnt. Bedenke, wo du stehst. Gehe und sage meinem Besuch, dem Abbé und dem Johanniter, daß die Stunde des Banketts nahe. Ihre Gegenwart wäre mir erwünscht.“

Gisela war durch diesen veränderten Ton des nackten Befehls in recht abkühlender Weise aus dem Traum eines Ritterfräuleins wieder aufgeweckt worden. Sie entfernte sich nur zögernd, wobei sie nicht unterlassen konnte, unmittelbar vor der Thür, als der Graf ihr gerade den Rücken kehrte, den Kopf schnippisch in die Höhe zu werfen.

Bevor der erwartete Besuch nun auftritt, seien ihm einige Worte vorausgeschickt:

In jener Zeit der fast vollständig fehlenden Kunststraßen waren die Besuche zwischen entfernt wohnenden Bekannten weit seltener als heute, dafür aber von längerer Dauer und daher gründlicher. Die Menschen litten damals noch nicht an einem Uebermaß von weltumspannenden Zerstreuungen, dagegen an der Beschränktheit der Scholle, die häufig nichts zu reichen wußte, als die kahlen Stengel der Langeweile. Freundschaftliche Besuche wurden daher als beste Bundesgenossenschaft gegen diese geisttötende Plage gewöhnlich mit wirklicher Freude begrüßt und möglichst lang durch die Künste der Gastronomie und Geselligkeit festgehalten.

In der abseits, im einsamen Waldgebirge, liegenden Hartenburg wäre zu jener Zeit dieser Uebelstand besonders fühlbar gewesen, doch das herrliche Schloß inmitten wildreicher Wälder brauchte nicht lange um Gäste zu bitten. So hatten gleichzeitig ein Vetter des Grafen, der Johanniter Albrecht von Wiederbach, sowie ein befreundeter Pariser Abbé namens Latouche der Einladung des Besitzers so vieler Annehmlichkeiten ohne Zögern Folge geleistet und seither durch eine virtuose Uebung aller Künste des feinen Lebensgenusses die düsteren Tage des alternden Schloßherrn aufzuhellen gesucht. Beide gehörten zwar dem geistlichen Stand an, doch einem Zweig, der mehr den lichten, schmeichlerischen Lüften des Lebens zustrebte als dem beengenden Halbdunkel strenger Kirchenzucht.

Der Einladung des Grafen lagen freilich auch andere Gründe, und zwar politischer Art, zu Grunde, die der weitere Verlauf unserer Geschichte aufdecken wird.

Ueber die religiösen Körperschaften, denen die Gottesmänner angehören, seien hier jedoch noch einige Worte eingefügt:

Die Johanniter bildeten damals einen Orden, der nicht bloß mit dem Wort, sondern auch mit dem Schwert für die Lehre Christi eintrat, besonders gegenüber den Türken und Heiden. Zur Zeit unserer Erzählung befand sich diese interessante Brüderschaft, äußerlich wenigstens, in höchster Blüte. Ihre Mitglieder waren Besitzer der herrlichen Insel Rhodos, die sie den Muselmännern abgerungen und der souveränen Herrschaft ihres Großmeisters unterstellt hatten. Unermessliche Reichtümer entfloßen diesem königlichen Besitz, der die Früchte der heißen wie gemäßigten Zone in verschwenderischer Fülle darreichte. Von diesem Glanze vielleicht ebenso angezogen wie durch die romantische Vermengung von Schwert und Kreuz, strebten alljährlich viele Hunderte von edlen und angesehenen Jünglingen aus ganz Europa auf der Insel Rhodos zusammen, um sich nach Bestehung ihrer Knappenzzeit von

ihrem strahlenden Ordenshaus, der lichtüberdachten Insel aus, bald lehrend, bald kämpfend, öfter aber auch schwelgend und stolzierend in alle Welt zu zerstreuen.

Ihr Ordenskleid zeigte, entsprechend ihrer Ordensregel, einen weltlichen Charakter, aber entsprechend ihrem Reichtum auch einen fürstlichen Glanz. Bei dieser Verquickung von weltlichem und religiösem Tun konnte es nicht ausbleiben, daß die weltlichen Bestrebungen zeitweise die Oberhand gewannen und zerrüttend wirkten und gerade zur Zeit unserer Geschichte zeigten die Johanniter infolge ihrer rasch anwachsenden Prunk- und Genußsucht schon vielfach die Spuren eines beginnenden Niedergangs, der bald darauf mit dem Verlust des herrlichen Rhodos endigte.

Der Abbé war äußerlich gerade das Gegenteil des Johanniters. Seine Kleidung war eine fast gesucht mönchisch einfache, den Rahm des Lebens abzuschöpfen verstand er aber noch besser als sein Genosse Wiederbach.

In Frankreich bestand bei der begüterten Aristokratie die Sitte, den zweitgeborenen und demnach nicht erbberechtigten Sohn dadurch zu versorgen, daß man ihn nominell durch den König zum Vorsteher eines reichen Klosters ernennen ließ. Mit der Ernennung war der Genuß eines erheblichen Teiles der Kloster-einkünfte verbunden, obgleich der also Begnadete mit dem Klosterbetrieb nichts oder wenig zu tun hatte. Die Herren konnten sich sogar von der Tonsur und jedem Gelübde entbinden lassen, so daß ihnen nichts Kirchliches anhängen blieb als der Titel eines Abbé und dazu die Verpflichtung, ihre reichen Einkünfte mit mehr oder weniger Eleganz aufs Wohl der Kirche den Weg alles Irdischen gehen zu lassen. Auch unser Abbé gehörte zu diesen mönchisch umkleideten Kindern der Welt und überdies zu den besonders reich dotierten. Er erfreute sich daher in seinem Heimort Paris besonderen Ansehens, das bis in die Kreise des königlichen Hofes reichte.

Wir kehren nun zu unserer Erzählung zurück: Der Graf hatte seinen unruhvollen Gang wieder aufgenommen, als plötzlich die Thür hastig geöffnet wurde und der Johanniter hereinstürmte. Vom Halbdunkel der spärlichen Beleuchtung umschleiert, rief er suchend in den Saal hinein: „Wo bist du, mein umdüsterter Graf? Schlagen sich seine Gedanken wieder mit ihrem lieben Freund Bonifazius herum oder gar mit Hölle und Teufel?“ Dann rasch auf ihn zuschreitend: „Laß heute deine kriegerischen Anwandlungen, lieber Emich, noch leben wir in Frieden und Freuden. Deine frommen Gäste sollen heute erkennen, daß die Sturmleutern noch

nicht für sie gewachsen sind, vorausgesetzt", fügte er mit ironischem Lächeln hinzu, „daß die Dürkheimer hierzu noch nicht das Holz gehauen haben“.

Während dieses im leichtesten Salonten dahinfließenden Redestroms war auch der Graf seinem Vetter entgegen gegangen, wobei er die Hand hinstreckend mit jovialem Lächeln sagte: „Sei mir willkommen, Vetter, du sollst bei der Ankunft meiner geistlichen Gäste zugegen sein. Wir werden sie ihrem Rang und Stand entsprechend empfangen, wie sichs geziemt, wenn auch die Dürkheimer brennen, die Limburg brennen zu sehen.“

„Nun, ich meine“, versetzte der Johanniter spöttisch, „das Feuer der Dürkheimer ist nicht so gefährlich, wie sie tun. Es hat einen feuchten Untergrund, den trefflichen vorjährigen Wein, der zündet wohl die Köpfe an, aber nicht die Balken.“

„Auch ich bin für eine nicht allzu heiße Behandlung unserer Streitfragen“, erwiderte, flüchtig auflachend, der Graf, „aber die kriegerische Besatzung der friedlichen Klostermauern“, fügte er mit rasch sich verfinsternder Stirne hinzu, „gibt doch zu denken. Eine gründliche Dämpfung der mönchischen Annahmen, sowie eine christliche Beschneidung ihres aufgestapelten Mammons, den die Gottesmänner vielleicht irrtümlicher Weise als Kriegsschatz verwenden könnten, dürfte unter allen Umständen sehr heilsam sein. Trotzdem ist meine unerschöpfliche Friedensliebe auch heute noch darauf aus, freundnachbarliche Beziehungen mit der Abtei zu pflegen. Zum Beweis hiefür habe ich für heute Abend dieses festliche Bankett veranstaltet, an welchem außer dem Abt Bonifazius noch einige der einflußreicheren Klosterbrüder teilnehmen werden, darunter auch seine Vettern Kuno und Siegfried. Im Wein-gefecht zwar werde ich“, fügte der Graf finster sinnend hinzu, „der ganzen Pfaffenbrut gegenüber meinen Mann zu stellen wissen, aber im Wortgefecht war es mir diesen zungengewandten Herren gegenüber nie wohl. Ich hoffe daher in letzterem Punkt auf meinen ebenso wein- wie worterprobten Vetter sicher zählen zu dürfen.“

„Selbstverständlich, selbstverständlich“, rief Herr Wiederbach in hellem Eifer, „du kannst auf meine Zunge ebenso zählen wie auf dein Schwert, obgleich auch mein Schwert seine Abfuhr wohl zu erteilen versteht. Diese Bastarde des heiligen Benediktus sind ja leider unsere nächsten Verwandten. Ihre Heimlichkeiten und Kniffe sind mir so bekannt wie uns Johannitern unsere Tugenden. Trotz ihrem Heiligtum haben sie nicht das mindeste vor uns voraus. Laß einmal sehen“, fuhr er an den Fingern her-
zählend mit spöttischem Lächeln weiter: „Erstens tragen wir das

Gelübde der Ehelosigkeit genau so leicht wie unsere Vettern, dann pflegen wir die Keuschheit nicht minder sorgsam wie die Herren Beichtväter drüben, auch halten wir unsere sonstigen Eide zum mindestens so hoch wie seine Heiligkeit, der Abt Bonifazius, und schließlich sind wir alle vom gleichen Stamm des heiligen Kreuzes."

Bei Nennung dieses Namens bekreuzte sich der Johanniter demütig, fuhr aber sofort wieder in dem gleichen frivol angehauchten Ton weiter: „Hinter einer Verschanzung von so viel Tugenden und mit dem gleichen Schild der Heiligkeit versehen, kann ich es mit der ganzen hochehrenwerten Bruderschaft aufnehmen, heißt es doch: Ein Sünder ist am ehesten dem Sünder gewachsen, und so wird es auch bei den Heiligen sein. Also, mein lieber Emich, du kannst beruhigt — — doch was rede ich?" unterbrach er mit einem Blick auf den Grafen seine Hyperbeln, „du hörst mich ja gar nicht, und dein Gesicht ist umdunkelt, wie wenn nicht ein Festgelage, sondern ein Trauermahl bevorstünde! Laß das Brüten! Es lebe die Liebe, es lebe der Wein!"

Der Graf empfand diese so scharf mit seiner Stimmung in Widerspruch stehende leichtlebige Redeweise unlieb, auch war er in seiner nervösen Geistesverfassung widerborstig gegen den geringsten, wenn auch scherzhaften Tadel. Er erwiderte daher mürrisch: „Und du bist so aufgepust und geschniegelt, als wolltest du einem euerer bekannten Damenfeste auf eurer üppigen Insel bewohnen und nicht einem mannhaften Trinkgelage, bei dem es vielleicht mehr zu denken gibt als zu bechern!"

Dieser spöttische Hieb verletzte den mit Eitelkeit gepanzerten Weltmönch nicht im mindesten. Sein Blick glitt mit zärtlichster Selbstbewunderung über seinen Auspus hin, wobei er bemerkte: „Du irrst, Vetter Emich, dieses Gewand wäre in Rhodos nur alltäglich. Hier genügt es zur Not, um in Gegenwart der Herren Kuttenträger einigermaßen zu repräsentieren. Unsere Damen würden mich in solchem Aufzug kaum der Beachtung wert halten. Wir Ordensbrüder entstammen der Quintessenz der menschlichen Gesellschaft, die sich auf unserm paradiesischen Eiland notgedrungen bis zur höchsten Blüte der Kultur verfeinern mußte. Ich glaube, daß die humanen Künste — ich verstehe hierunter die höchste Verfeinerung des Lebensgenusses — nirgends eine so hohe Auferstehung gefeiert haben als auf unserm himmlischen Rhodos."

Der Graf hatte mit verwunderter Gläubigkeit diese philosophischen Prunkreden seines Veters angehört, jetzt sagte er mit spöttischer Ueberlegenheit: „Was du mir von Keuschheit und Verzicht auf die Freuden der Ehe vorhin gesagt hast, das glaube ich dir aufs Wort, doch meines Wissens ist euch auch das Gelübde der

Armut und Enthaltſamkeit nicht fremd. Und wie ſich das mit eurer verfeinerten Kultur, oder, verzeih' beſter Vetter, ſagen wir lieber gerade heraus mit eurer verfeinerten Ueppigkeit zuſammenreimt, iſt mir unerfindlich. Ich meine, euer blumiger Pfad iſt ſumpfig und führt ins Verderben!"

Der vielgewandte und etwas ſophiſtiſch angehauchte Rhodeſier war auch diesmal keinen Augenblick um Antwort verlegen. Er meinte lächelnd: „Wenn es die Not verlangt, lieber Emich, wiſſen wir auch enthaltſam zu ſein, doch die unabänderliche Einhaltung der Pflicht führt zur verdienſtloſen Gewohnheit. Viel höher ſteht jener, der ſeine Schranken zeitweiſe durchbricht, um dann um ſo reumütiger und hingebender in den Kreis der nackten Tugend zurückzutreten. Dieſer innere Widerſtreit mit unſerer Pflicht iſt übrigens ein unverbrüchliches Erbteil von unſerer Stammutter Eva her, das keiner verleugnen kann, auch mein geſtrenger und höchſt rebellischer Emich nicht. Erwinnere dich nur daran, daß du deinem Oberlehnsherrn, dem Kurfürſten, jezt treu und gewärtig ſein ſollteſt, ja daß du ſogar dem Abt Bonifazius für gewiſſe Lehen und Vergünstigungen jederzeit Ritter- und Vaſallendienſte tun müßteſt, falls er ſo töricht wäre, dieſes Verlangen zu ſtellen.“

„Gottes Fluch über ihn und das ganze gierige Kloſterpaß“, ſtieß der an ſeiner empfindlichſten Stelle getroffene Graf hervor, „die ſauberen Brüder würden mich wahrhaftig zu ihrem Hörigen befördern, wenn ich mich nicht ſtändig gegen ihre Anmaßungen zu wehren wüßte. Was die Nimmerſatte alles aus mir herauspreſſen wollen, iſt gar nicht zu ſagen. Zum Glück birgt mein Keller einen Sachwalter, deſſen Beredsamkeit ſie ſelten widerſtehen können. Wenn ich die Fäſchen aber alle zuſammenlegen könnte, die als Friedensvermittler ſchon die Pfaffenkehlen bearbeiten mußten, ſie würden das Heidelberger Faß an Leibesumfang noch übertreffen.“

Der Graf war aufs heftigſte erregt. Dröhnenden Schrittes haſtete er auf den hart tönenden Moſaikfliesen auf und ab, ſodaß der tänzelnde, bei jedem Schritt ſich wiegende Johanniter kaum nachfolgen konnte.

Ein ſeltſamerer Gegenſatz als zwiſchen dieſen zwei Trägern des Schwerts läßt ſich auch kaum denken. Der Graf, das Bild eines echten Ritters der alten Zeit, ſchwertumgürtet, in hohen Stulpenſtiefeln, ohne Prunkgewand, nur mit knapp verziertem Wildlederwams angetan, und ſtatt der modischen Spitzenkrauſe eine dreifach gewundene ſchwer-goldene Kette um den Hals, an der ein frommes Gedenkzeichen hing, der Rhodeſier dagegen einen

ständig wippenden Galanteriedegen zur Seite und in einem Aufpuß, der seinen stugermäßigen Schritt eigentlich selbstverständlich machte. Sein mit Stickereien, Fransen, Schnüren und Knöpfen ausgezieres Wams bestand aus blaßorangefarbenem Stoff und war entsprechend der Mode, besonders an den Achseln in verschwenderischer Weise aufgebläht und gepufft. Die gleichfarbenen Hosen zeigten die nämliche Stoffverschwendung, soweit dies die weit über die Knie herausgehenden rosafarbenen Strümpfe zuließen. Gelbe Schuhe von feinstem Korduanleder, deren Rand über die Knöchel breit umfiel, und verschwenderische Brüsseler Spitzentracht um Hals und Handgelenk ergänzten ein Bild, das kaum einem Krieger und noch weniger einem entsagenden Ordensbruder anzugehören schien. Nur das der Sitte gemäß direkt auf dem Magen getragene bekannte Malteser Kreuz deutete auf seine kirchliche Stellung hin.

Während das ungleiche Paar so den Saal durchmaß, versuchte der auf untadelige gesellschaftliche Formen haltende Johanniter den gar zu grimmig um sich blickenden Grafen in etwas freundlichere Laune zu versetzen, wie solche einem Mann, der im Begriff ist, Gäste zu empfangen, doch zusteht. Er sagte: „Du erinnerstest mich vorhin, Wetter, an das große Faß von Heidelberg, diese Sonne der ganzen weinfröhlichen Pfalz. Ich gäbe viel darum, wenn meine dürstende Andacht vor diesem erhabenen Monument des Freudengottes Bacchus einmal das Knie beugen dürfte.“

„Deine Sehnsucht ist mir erklärlich“, erwiderte der plötzlich bei Nennung dieser Sonne sich aufhellende Graf. Ein gutes Roß könnte dich in der Zeit zwischen Frühstücksmesse und Mittagstrunk bequem hinüber tragen; aber, mein verehrlicher Wetter, ich bezweifle sehr, ob sich dein tapferer Galanteriedegen durch die Kriegshorden, die jetzt jene Gegenden verbarrikadieren, einen Weg bahnen würde. An dieser großen Quelle der Heidelberger Weisheit wirst du dich daher sobald nicht sättigen können, obgleich der Kurfürst trotz seiner Kriegsnöte ein sehr gastlicher Herr ist und dich es sicher nicht entgelten ließe, daß du mein Wetter bist.“

„Nun, so werden sich unser Freund Wiederbach an die Tröstungen des gräflichen Kellers halten müssen, bis die Sonne des Heidelberger Fasses ihre feuchten Strahlen ungehindert wieder bis hierher werfen können.“

Die Stimme, die jetzt so plötzlich in das Gespräch einfiel, gehörte dem andern Besucher der Hartenburg, dem Abbé Latouche an, der unbemerkt eingetreten war und still lauschend an dem letzten Teil des Gespräches teil genommen hatte.

Die beiden Angeredeten wandten sich überrascht, aber lebhaft grüßend dem Sprecher zu, worauf dieser, etwas radebrechend, aber doch mit vollendeter Eleganz in seiner Rede fortfuhr: „Ih können die Sehnsucht unseres Freundes nach die Heidelberger Faß nur billigen, trotz den Neuerern, die in allen finstern Winkeln sitzen und uns am liebsten zu Wasser und Brot verurtheilen würden. Ih überantworten sie alle dem Teufel, möken sie heißen, wie sie wollen: Reformierer oder Lasterer!“

„Einverstanden“, rief Herr von Wiederbach lachend, „ich glaube übrigens, daß diese Herren Neuerer, die nicht genug über unsere Sittenverderbnis zetern können, ganz sicher vor dem Heidelberger Faß ihre untertänigste Reverenz machen würden, vorausgesetzt, daß der Kurfürst so unvorsichtig wäre, ihnen seine Kellerschlüssel anzuvertrauen“.

„Wir wollen sie nit weiter in die Mund nehmen“, erwiderte der Abbé, die Lippen bitter verziehend, „sie verderben den Geschmack, und den brauken wir höchst nötig bei die sublimé Revue, die wir über die edlen Bacchusföhne unseres höchst scharmanten Wirtes abzuhalten im Begriff sind. Aber, wo bleiben unsere Gäste, Graf? Ih dürsten nach deinen ruhmbekränzten Kellergeistern, die zu Ehren der höchst sachverständigen Benediktiner in strahlender Nacktheit heute hier paradieren sollen. Ih hoffen nit, daß das Gewitter die Herren zurückgehalten haben.“

Der Graf erwiderte spöttisch lachend: „Das ist schwerlich zu befürchten, wenn der Teufel diese Benediktiner in Versuchung führen will, dann winkt er mit der Weinkanne. Ich glaube, daß diese Gottesmänner die Verachtung eines edlen Tropfens als achte Todsünde ansehen.“

Diese gar zu gering schätzende Bemerkung ging dem Johanner, als einem Sprößling des heiligen Benediktus, doch gegen den Strich, er sagte daher mit ungewohnter Schärfe: „Wir dürfen die Schwächen der Benediktiner nicht zu kritisch nehmen, ihr Gelübde der Gastlichkeit zwingt sie zu ständigem Umgang mit fleischlichen Genüssen, die oft der verführerischsten Art sind, denn auch der Fürst will bewirtet sein, und zwar fürstlich! Kein Sterblicher kann solchen Lockungen und Blendungen auf die Dauer widerstehen.“

Der Graf schwieg mürrisch, sein Gesicht verfinsterte sich aber geradezu, als der naive Abbé glaubte bemerken zu müssen: „Unser verehrter Gastgeber werden sicher dieser gerechten Darlegung beipflichten, sonst hätten er nit so viel Diener seiner Gewalt aufgestellt, um seinen hohen Gästen beim Einzug, wie ih annehmen, die Ehre zu erweisen.“